

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 34 (1930-1931)  
**Heft:** 21

**Artikel:** Anna König [Schluss]  
**Autor:** Siebel, Anna  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672079>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am häuslichen Herd.



XXXIV. Jahrgang

Zürich, 1. August 1931

Heft 21

## D Schwyzerland!

Zum 1. August.

D Schwyzerland!

Verby ist dy alt Zyt.

Dy Sproch, dy heimelige Bruch,

Und was eim wärmt wie's Chileglüt;

Eim nährt wie Unkebrüt,

Was eim am Härz wie's Göisli lyt.

D Schwyzerland!

Dy Farbe wend vergoh;

's rot Zeije mit em wysser Chruz,

Mer händ dra glaubt, mer sind em no.

As eifachs Tue und Lo,

Und d' Fryheit au, sind mit is cho.

\*) gebracht (geschentt)

D Schwyzerland!

Und stell di jeh wie d' wiff.

Dys Tuedium ist nümme 's glych.

Es chunt ä nagelnüi Zyt;

Si hät ä andre Schrift

Und nimmt is weidli mit.

D Schwyzerland!

I gseh di wie dr Mo,

Wo um mys Wiegli d' Traum hät gschläukt\*),

Langsam im nüe Tag vergoh.

Was chunt ächt öppe no?

Jä, chäm, was well, mer wend em bstoh.

Meinrad Lienert.

## Anna König.

Erzählung von Johanna Siebel.

(Schluß.)

Auf einmal lacht Anna auf, jenes kurze graufige Lachen, das sich der Brust entringt, wenn die Augen das Weinen verlernten!

Und unter jenem herzerreißenden Lachen ächzt sie in die Einsamkeit des winterlichen Landes: „Seht doch, wie sich mein Wünschen erfüllt: Sein Lächeln ist trauriger noch als sein Klagen, ein Krüppel ist er und ein Bastard! Einer, der noch nie ein armeliges Blümchen pflückte mit eigener Hand, ein Ausgestoßener, ein Gerichteter von Anbeginn! Seht seine groteske Gestalt, sein gräßliches Leid! Seht Gottes furchtbaren Fluch auf meiner atmenden Schuld!“

Völlig erschöpft hält sie inne, immer noch das Lachen auf den verzogenen Lippen. Die Augen glühen, heiße Flecke brennen auf den Wangen, und ein Frost schüttelt ihr die Glieder. Kraft suchend, birgt sie das Haupt einen Augenblick auf der Decke des Wagens.

Stärker rollen alsdann die Räder über den knirschenden Grund. Der glühende Himmel wird fahler, der leuchtende Schnee erblaßt.

Anna nähert sich jetzt einem kleinen weißgetünchten Hause; zwei Frauen schreiten an ihr vorbei und fragen mitleidig: „Wie geht es mit dem Rudi, was hat der Doktor gesagt?“ Anna streicht nervös über den Wagenrand und ent-



gegnet mit scheugefenkten Blicken: „Er... weiß nicht mehr als die andern; er... sagt, hier kann nur ein Wunder helfen!“

„Armes Weib,“ flüstern die Frauen im Weitergehen und schauen sich teilnahmsvoll um; „der würde auch wohler sein, sie hätte nie geboren! Da wird kein Wunder helfen, es sei denn der Tod, und dem verkrüppelten Bub möchte man nichts Lieberes wünschen!“

Annas scharfes Ohr erhascht durch die klare Winterluft ganz deutlich die Worte. Plötzlich starrt sie betroffen vor sich hin, wie einer, der entsetzt etwas Unfaßliches schaut; wie unter einem körperlichen Schmerz dreht sie das Haupt mühsam nach rechts und nach links und schließt die Augen, als sehe sie ein Grauen, und mehrt mit der Hand: „Ah fort, fort doch, ihr seid der Hölle entstiegen! Ich will euch nicht sehen, ich will euch nicht hören! Zum Frevel den Frevel häufen? Zur Sünde Verbrechen gesellen? Fort, sage ich euch, fort!“

Aber der Gedanke, der in der Leidensnacht in ihrer Seele entstanden war, hebt sich nicht von dannen, er reckt sich riesengroß und drängt jedes andere Fühlen beiseite. Als Anna den Wagen in den dämmerigen Hausflur schiebt und des Knaben gebrechliche Glieder in ihren Armen fühlt, da sinkt ihr ganzes Empfinden völlig nieder vor der flammenden Macht dieses einen Gedankens, und sie murmelt mit unnennbarem Staunen: „Kein Wunder... als... der Tod? Nichts Lieberes als... den... Tod? Mein Kind! Mein Sohn! Sind wir denn irre gegangen?“

Die Worte, die sich schreckgelähmt nur schwer von den Lippen lösen, werden unterbrochen durch das Knarren der Zimmertür, in deren niederem Rahmen eine hohe Männergestalt sichtbar wird, die mit dem Kopfe fast den Balken berührt, und eine mürrische Stimme spricht: „Nun, kommt ihr auch endlich nach Hause? Am Mittag fortgehen und in der Nacht wiederkommen, das ist das Rechte! Man könnte ja meinen, die Erde hätte euch gefressen, oder ihr hättet auf der weiten Welt nichts zu tun, als wie reiche Herrenleut dem lieben Gott den Tag zu stehlen und herumzuflanieren!“

Die große, etwas vorgeneigte Gestalt tritt aus dem Türrahmen heraus und kommt mit schlarpenden Schritten in den Hausflur. Im Dämmern, das allenthalben herrscht, kann man die Züge des Mannes nicht erkennen. Er schüttelt zornig an dem Wagengriff und sagt heftig

zu Anna, welche die Decken zusammenrafft: „Eil' dich ein wenig und sorg', daß ich Kaffee bekomme; ich sollte meinen, es wäre bald an der Zeit! Dein Vater ist auch noch da, Mädchen, und ich denke, dem käme nach allem ein wenig Achtung und Aufmerksamkeit zu! Verstanden!“

Anna hat bei dem harten Gezänk zuerst verstört aufgeblickt und wie in stummer Abwehr die Hände geregt. Als sie merkt, daß der Knabe in ihren Armen aufschreckt und zu zittern beginnt, sagt sie hastig: „Gleich, Vater, sofort, Vater!“ Sie schreitet vorsichtig in die tiefenstige Stube und legt ihre Bürde auf ein dunkles Ledersofa, dessen weiße Knöpfe im Zwielflicht gespenstisch leuchten. Behutsam nimmt sie dem Knaben das Mützchen ab und schiebt ihm ein Kissen unter den schweren Kopf.

Mechanisch zieht sie dann ihre Jacke aus, und als sie den Hut von den schweren Böpfen nimmt, da reißen die krampfigen Finger heftig die Haare, als wolle sie durch einen körperlichen Schmerz gewaltsam sich loswinden von etwas Furchtbarem, das ihr ganzes Wesen in seinen unseligen Bann getan. Ihre schlanke Gestalt bäumt sich wie in hartem Kampfe, ungewollt zwingt sie hervor: „Laß mich, o, so laß mich doch!“ „Soll ich Licht machen, Vater?“ „Ja“, zankt die grämige Stimme, „und das schnell!“

Als Anna die Lampe angezündet, grollt er weiter: „Kreuzdonnerwetter noch einmal, so schraube sie doch nicht so hoch, sei auch ein wenig aufs Sparen; es kostet, weiß Gott, so alles genug! Du solltest mal jeden Groschen selber verdienen müssen und nicht das warme Nest und die vollen Löpfe haben, dann würdest du von selber nicht so großspurig tun! Und nun mach' den Kaffee und setz' ein wenig Dampf dahinter und steh' nicht da und gaff' wie ein Olgöke!“

Der Mann hat sich ungelenk in einen altmodischen Lehnstuhl fallen lassen und hält seine Knie, auf die er ein buntes großes Tuch zum Trocknen ausbreitet, gegen den Ofen. Sein Gesicht ist von einem, die groben Züge in wulstigem Rahmen einfassenden Barte bedeckt, der dem Kopf etwas Brutales, Erschreckendes gibt. Der ungefüge wilde Ausdruck des Gesichtes wird durch das graue, kurz und starr abstehende Kopfhaar noch vermehrt. Die kleinen Augen sind rotgerändert und blicken unter buschigen Brauen suchend hervor, als möchten sie eine Gelegenheit erspähen, die überschüssige Kraft des auch im Alter noch starken Körpers in irgendeiner Weise auszugeben.



„Wo bleibt der Tabak, Anna? Hast ihn wohl vergessen über dem Jungen da?“

„Nein, Vater!“

Anna geht in den Hausflur und holt aus dem Wagen ein Päckchen. Des Alten mißvergnügtes Gesicht hellt sich nicht auf, als sie es ihm reicht; fast ist es, als bedauere er, seiner Geiztheit im Augenblick nicht weiter Luft machen zu können. Umständlich öffnet er das Päckchen, beriecht seinen Inhalt und stopft sich bedächtig eine kurze Pfeife. Dann tut er einige tiefe passende Züge, hüllt sich schmauchend in eine Wolke von Rauch und fragt: „Nun, was sagt denn der Doktor? Ist dir der Mund zugefroren?“ Anna, die sich am Herde zu schaffen gemacht, stumm die Tassen auf den Tisch gestellt und Brot geschnitten hat, schreckt empor aus ihrer unruhigen Versunkenheit, und es schrillt in Klage durchs Zimmer: „Er wird ein Krüppel bleiben sein Leben lang!“

Der Alte stutzt bei dem Klang der Stimme; dann entgegnet er, heftiger passend: „Nun, da brauchst du doch nicht gleich so zu tun; an den Kragen geht's ja noch nicht, und ich meine, das hätte ich dir doch oft genug schon gesagt, daß da nicht mehr viel zu machen: deswegen hättest du gar nicht die Doktoren um ihre verdammt teure Meinung zu fragen brauchen!“ Der Alte redet sich tiefer in seinen Ärger hinein: „Zum Donnerwetter noch einmal, hättest ruhig mit deiner Nase daheimbleiben sollen! Was hast du jetzt davon? Nichts als einen weitem Schmacken Geld heißt es nun ausgeben!“ Immer aufgebracht werdend, setzt der Mann seine Pfeife ab, und seine Stimme klingt hart und drohend bei den weitem Worten: „Aber das sage ich dir, Mädchen: Mir kommst du nicht mit den verfluchten Rechnungen; ich lasse mich nicht länger schröpfen, und wenn du für deinen feinen Prinzen so teure Ärzte befragst, dann sieh du auch zu, wo das Geld dafür herkommt, deine fürnehmen Gelüste zu bezahlen! Ich rücke keinen Kappen mehr heraus, verstanden? Ich habe die Geschichte nachgerade satt und das gründlich! Nun weißt du, wie ich dazu stehe, und das klipp und klar! Verdammt auch!“

Anna hat während der zornigen erbarmungslosen Worte unbeweglich am Tische gestanden, die Hand schwer auf die harte Kante gestützt. Sie sagt auch nichts, als der Alte, um Atem zu schöpfen, eine Pause macht, und schaut nur mit einem seltsamen Blicke den Vater an. Der aber

begehrt von neuem auf und klopft mit der Pfeife, die besonderen Worte scharf akzentuierend, auf das Holz des Lehnstuhls: „Ja, mach' nur deine besondern Augen und schau nur, so lang du willst; mich machst du nicht kirre damit! Ich schweige nicht still; ich bin dein Vater und habe von Gott ein heiliges Recht, dir alles und jedes zu sagen. Da magst du dich drehen und wenden; ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen, und du bist mir Dank schuldig, und ich seh nicht ein, daß ich mir dir gegenüber einen Zwang antun soll“ — der Alte lacht höhnisch auf — „zum Donnerwetter auch, du, du...“

Da trifft den Alten wieder der rätselhafte Blick, der sein dunkel Besonderes aus einer bisher unerschlossenen Tiefe von Anna Königs Mutterchaft genommen. Der grauhaarige Mann schweigt plötzlich still und tut ein paar starke grimmige Züge aus seiner Pfeife.

Als hätte Anna mit ihren feinsten Sinnen der Worte des Alten gar nicht geachtet, so spricht sie jetzt mit verschleierter Stimme träumend vor sich hin: „Er soll weißes Fleisch essen, Hühner und Kalbfleisch, und Früchte!“

Der Klang der eigenen Laute scheint ihr ein Vergessenes in den Sinn zu bringen; sie geht plötzlich zu einem Wandschrank, nimmt zwei köstliche Orangen heraus, durchschneidet sie sorgfältig und preßt ihren Saft in ein Glas. Nachdem sie die Flüssigkeit mit etwas Zucker umgerührt, setzt sie dieselbe an den Mund des Knaben, der mit halbgeschlossenen Augen dagelegen hat, den Ausdruck einer grenzenlosen Erschöpfung auf dem wächsernen Gesichtchen. Durstig schluckt Rudi den erquickenden Trunk, dankbar hebt sich sein blaues Auge zur Mutter; dann senken sich die breiten Lider wieder in leichtem Schlummer, einen kleinen trüben Streifen des Augapfels sichtbar lassend.

Aufmerksam ist der alte Mann den Bewegungen Annas gefolgt; jetzt fragt er mit polterndem Spott: „So, und was sonst noch? Hat dir der vornehme Doktor nicht auch Champagner und Liebfrauenmilch für deinen feinen Prinzen verschrieben? Das fehlte gerade noch! Dein unvernünftiges Getue mit dem Bürschen wäre freilich fähig, dem Arzt zu gehorchen! Ich kann dir dann aber nur sagen, Mädchen, daß ich noch nicht gelernt habe, mir das Geld aus den Rippen zu schneiden! Vielleicht weißt du ein Rezept dazu; bist ja immer so eine Superfluge, so ein besonderes Frauenmensch gewesen! Hast ja die Töchterchule besucht!“



Schweigend gießt Anna das brodelnde, dampfende Wasser in eine Kanne; der weiße Schwaden umfächelt ihr bleiches Gesicht, ihre Augen halten durch den steigenden, webenden Dunst wieder starr und geheimnisvoll die Blicke des Alten, so daß dieser sich mit einer neuen ungemütlichen Empfindung über das Haar fährt und plötzlich in einem bedeutend mildern, etwas verlegenen Tone die Tochter fragt: „Was hat er denn sonst noch gesagt? So ein Studierter sollte doch allerhand helfen können!“ Er rückt hin und her auf seinem Sessel und stopft dann bedächtig ein wenig neuen Tabak in die Pfeife, hebt die Blicke unsicher zu dem starren Gesicht, senkt sie voll Unbehagen, hebt sie von neuem und poltert hervor: „Schließlich lasse ich ja auch mit mir reden, schließlich was sein muß, muß sein, und ... Na ja, manchmal geht einem die Galle über, na ja, du kennst mich doch, Anna, na, so rede doch mal, Mädchen: Was hat er denn sonst noch gesagt?“

„Hier könnte nur ein Wunder helfen!“ Anna löst die Blicke aus den unruhigen des Vaters; dann nimmt sie müde die Kanne vom Ofen und schreitet steifen Schrittes zum Tisch: „Daß gut sein, Vater! Komm, setze dich hieher; der Kaffee ist fertig!“

Es ist Nacht.

Und es ist doch alles klar wie am Tage. Das Weite ist nahegerückt. Der Vollmond steht über den Felschroffen der Berge. Jede Zacke, jede Spitze hebt sich scharf und deutlich ab an dem von silbernem Lichte überfluteten Firmament, das in seiner wolkenlosen Tiefe den Blick in fernste, unsägbare Unendlichkeiten enthüllt. Der Schnee vermehrt durch seinen weißen Schein die ruhige Helligkeit ringsum; er baut sich unablässig in feinen flimmernden Kristallen in die Höhe in schaffender Starrheit. Himmel und Erde werfen sich ihren Glanz zu, und die Tiefe lauscht für einmal lautlos der Ewigkeitssprache der Höhe. Eine schweigende, märchen-schöne Winternacht!

Ab und zu regt sich ein Reisklein an der Tannen dunklen Geäst, an der Buchen weit-ausgreifenden Armen. Ab und zu silbern vereinzelter Birken schwermütig hängende Ruten ihre schimmernden Behänge nieder. Sonst nicht ein Lebenslaut!

In dem kleinen weißgetünchten Hause an der Berghalde sind an einem Fenster die Vorhänge weit zurückgezogen. Anna König schaut in das nächtliche Land. Ihr Haupt ruht grübelnd auf

den Händen; die geschäftigen Finger, die sonst in unablässiger Tätigkeit die Stunden der Nacht zur Verlängerung der Tagesarbeit verwenden, liegen lässig, träumerisch auf dem Fenstergriff.

Zuweilen dehnen sich die Nasenflügel in mühsam unterdrücktem Seufzen, zuweilen teilt ein schweres Aufatmen den zusammengepreßten Mund und verrät den Kampf, das Anspannen aller Kräfte, in der Not den rechten Weg zu finden.

„Mutter, ich habe Durst!“ sagt bittend Rudis leise Stimme. Der Knabe liegt in einem geländerlosen Bettchen, das in der Mitte des wohnlichen Raumes steht, der Anna und dem Kinde als Schlafgemach dient.

Das Mondlicht hüllt das ganze Zimmer und den Knaben in seine zartgrünen Schleier, küßt den blassen Kindermund, um den das Leben einen so unjungen, schmerzlichen Gramzug gelegt, und küßt, als könnte es sich in Bärtlichkeit bei diesem Kinde nicht genug tun, die elfenbeinbleichen Fingerchen, die auf der dunkeln Decke liegen und kaum einem lebenden Wesen anzugehören scheinen.

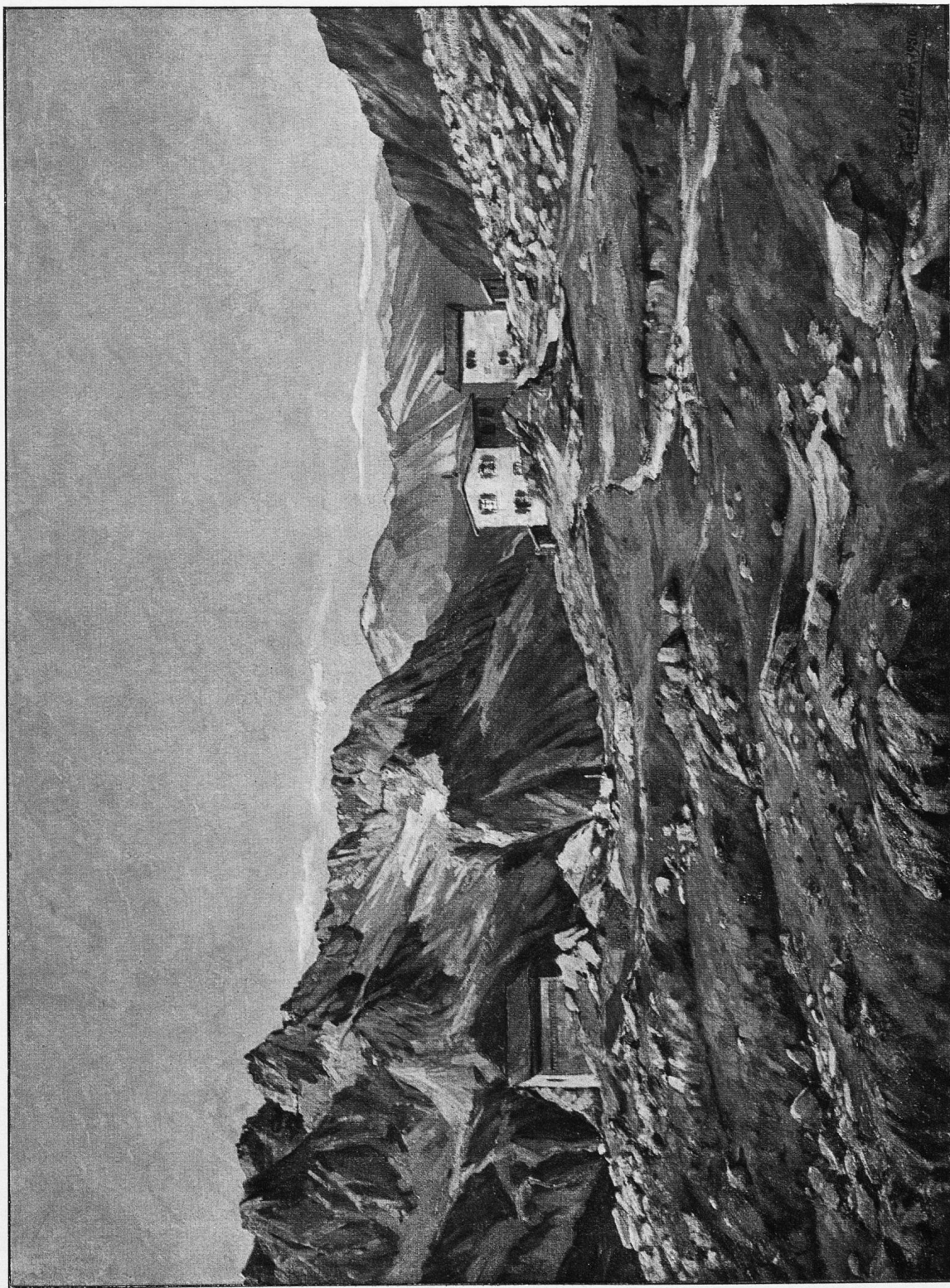
Anna schiebt sorglich die Hand unter Rudis Haupt und gibt ihm zu trinken.

„Ich kann nicht schlafen, Mutter, und bin doch so müde ... Trage mich, Mutter!“ Sehnsüchtig tasten die schwächtigen Händchen empor.

Anna nimmt den Knaben und wandert schachte mit ihm auf und ab; sie summt ein Liedchen, so wie man ganz kleinen Kindern tut.

An der Wand des Nebenzimmers tönt ein Klopfen, und eine unwirsche Stimme sagt: „Ihr solltet endlich Ruhe halten; das ist eine verwünschte Vermöhnerei mit dem Bengel! Soll das Theater denn wieder die ganze Nacht dauern?“ Der Knabe ist aus seiner leisen Schlafversunkenheit aufgezuckt und sagt erschrocken: „Der Großvater, Mutter! ich fürchte mich, Mutter, wenn er so böse tut! Er wird mich sicher noch schlagen!“

Der Knabe beginnt zu zittern und schmiegt sich dicht an die Mutter. Anna lächelt beruhigend: „Er rührt dich nicht an, Rudi; er meint es nicht so schlimm!“ Aber ihr Gesicht ist um einen Schein blässer geworden, und grübelnder schaut ihr Auge, als sie sich mit dem noch immer verstört blickenden Kinde auf vorsichtigen Sohlen dem Fenster nähert. Sie setzt sich unter leisem liebe reichem Trösten mit dem Kleinen in einen hochlehnigen Stuhl und schaut, nachdem



Silvrettahaus und Silvrettahütte. Nach einem Gemälde von Karl Böttner, Aufstetten-Zürich.



sich der Knabe beruhigt, wieder in dunkeln Fragen in die Ferne, als könnten ihr der Winternacht schweigende Wunder Antwort geben auf die Qual ihrer Seele, die im Bettlergewande der Not hintaumelt durch die Gründe des Lebens und entsetzt seine letzten Tiefen erschaut.

„Es kann doch kein Verbrechen sein, was ein Leben erlöst“, raunt sie dumpf, mit hilflosem Ausdruck vor sich hin, „es ist doch eine Tat der größten Liebe! Wie könnte man Sünde nennen, was der Opfer schwerstes bedeutet?“ Dann umfängt ihr Auge mit unnennbarem Erbarmen die schwache Gestalt, deren spitzen Rücken sie am Arme fröstelnd fühlt; ein herzerreißendes Lächeln umirrt ihren Mund: „das heißt bei solchem Elend doch kaum einen Raub am Leben begehen! Eine Mutter sollte es können; die sollte vermögen, was sonst kein Mensch vermag!“

Sonderbarer wird das Lächeln um Mund und Augen, als Anna nach einer Weile fortfährt: „Ich bin eine Mutter!“ sagt die Frau im Märchen und fällt dem Tod in die Hände und nimmt mit dem Tod den Kampf auf. „Ich bin eine Mutter!“ sage ich und schreite dem Tod entgegen und tue noch mehr und spreche zu ihm: „Hier hast du mein Kind!“ Und wenn er sich wendet, so werde ich ihn halten an seinem harten Knochenarm und werde ihn zwingen, sein Handwerk zu tun: Tod, ich bin eine Mutter, nun mähe uns beide!

Ein Krüppel sein Leben lang! Ein Krüppel und Bastard!

Auf daß der Tag nicht erscheine, wo du verfluchst, die dich geboren, sie verfluchst, weil sie den einen Mut nicht fand und dich hinwegriß aus Krankheit und Schande! Daß die Stunde nicht tage, wo deines Lebens ganze Unseligkeit furchtbar dir Seele und Geist zermalme! Gezeichneter du, vom Mutterleibe an! Auf daß die grausige Erbschaft nicht im ganzen Umfang dir werde, du Vielwissender jetzt schon!“

Und in raunender Bärtlichkeit sich niederneigend:

„Könnte es dir nützen, ich risse die Ädern mir auf, meine Kraft in die deinen zu leiten! Ich würde nicht müde der Arbeit um dich, und wenn mir das Blut unter den Nägeln vor-spritzte! Könnte es dir nützen, ich duldete jegliche Schmähung und trüge bis zum Sterben dein Leben und würde dein Grab mit meinen Tränen begießen!“

Das Hungern um dich sollte mich satt machen; der Menschen Schmähen, des Vaters Gezänk sollte mir Lobgesang sein!

Sie haben mit Fingern auf mich gezeigt, da ich dich trug in Unehren; ich dachte an dein reines Seelchen, das zu mir sprechen, an deine Händlein, die mich streicheln, an dein Mündchen, das mich küssen werde, und hob das Haupt...

Und als ich zuerst dich im Arm hielt, allein, von allen verlassen, da habe ich trotzdem gejubelt, mein Kind, mein eingegeborenes ans Herz zu drücken, und währte in betendem Dank, daß der Fluch sich zum Segen gewandelt und die Schande in Glück sich gekehrt. Und erlebte ahnend die Bedeutung alles Werdens und Wach-sens, selig, daß mir, der Ausgestoßenen, der vom Vater Verfluchten dies Wunder sollte werden. Und hat jeden Sonnenstrahl, der glitzernd in unsere Kammer sich drängte: „Hab' auch mein Kindlein lieb, mach' mir den Knaben stark!...“

Zu bitterm trostlosem Flüstern senkt sich Annas Stimme: „Ist keiner mir zu Willen gewesen, warst krank ja im Keime, bist krank bis zur Wurzel geblieben! Und daß ich Luft und Sonnenschein im Haldenhause dir gab, des Vaters mildere Regung mit demütigem Danke zunutze uns machte und mit tauben Ohren den Tag lebe, was hat es genützt? Du bist dem Fluch nicht entgangen! Du wirst nur immer tiefer und mehr in deines Lebens groteske Brest-haftigkeit wachsen und just so viel Denkkraft besitzen, sie ganz zu verstehen. Nicht mehr und nicht weniger. Du kannst sie nicht überfliegen, und vermagst nicht in barmherzigem Dämmern unter ihr her zu kriechen, Ärmster du!“

Der Knabe, der unter dem wehen Gemur-mel geschlummert hat, schlägt die dunklen Augen zu der Mutter empor; ein glückhaftes Licht blinkt leise auf ihrem Grunde: „Mutter, ich habe geträumt, ich wäre auf einer großen Wiese und lief durch viele Blumen; die waren so hoch und schön und nickten mir zu, und ich pflückte rote und weiße und blaue mit eigener Hand, und meine Füße gingen ganz von selbst immer weiter, immer dahin, wo die aller-schönsten standen, und zuletzt hatte ich solche Mengen im Arm, daß ich sie nicht halten konnte; da fielen sie alle zu Boden, und ich legte den Kopf wieder ganz allein darauf und habe lange geschlafen auf der großen Wiese, unter den schönen Blumen. Und dann kamst du, und dann



—“ Rudi stockt und fragt: „Mutter, werde ich einmal mit dir auf die Wiese gehen und wirklich Blumen pflücken mit eigener Hand?“ Während des Knaben lieblichen Worten, die sich mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit aneinandergereiht, sind Annas Züge plötzlich ruhiger geworden; wie eine Klarheit dämmert es auf in dem blassen Gesicht, als sie antwortet: „Ja, Rudi, du sollst Blumen pflücken mit eigener Hand!“

Ungläubig und selig zugleich schaut der Knabe. Dann zieht von neuem das Leiden seine trüben Schleier über die rätseltiefen Kinder-Augen; Rudi fährt zusammen und bittet ängstlich: „Ich möchte sogleich auf die Wiese, ich möchte weiterträumen! Sprich zu mir, Mutter, daß ich schlafen kann!“

Anna legt den zitternden Knaben auf sein Bettchen, umhüllt schonend seine armen Glieder, umschlingt beruhigend seine erregten kleinen Hände und schmiegt ihr Haupt an sein Kissen.

Nochmals bittet der franke Knabe: „Sprich zu mir, Mutter!“

Da hebt Anna das schmerzgezeichnete Gesicht, schaut voll Liebe auf das Kind und spricht in jenem sanften, leise einflussenden Ton, der den Knaben schon häufig in Schlummer gewiegt:

„Ich will hinwandern durch weite Länder, über Seen und Meere und Berge, und wenn die Wellen und Wälder mich staunend fragen: „Was wanderst du, was suchst dein sehrender Blick?“ so will ich antworten: „Ich suche die Kraft; mein kleiner Knabe ist krank, mein einziges Kind, das soll nun gesund werden; wir fragen nicht länger die Qual!“ Und ich will die Wälder fragen: „Wo wohnt die Kraft?“ Und wenn die Wälder rauschen: „Wir wissen es nicht!“ und wenn die Wellen schäumen: „Such sie auf Erden nicht!“ so will ich zu den Sternen und Ewigkeiten pilgern und jene Gewaltigen, Großen, Unfaßlichen fragen: „Wo wohnt die Kraft, die nicht auf Erden zu finden ist?“ Und die Sterne werden Mitleid haben, und die Ewigkeiten werden flüstern: „Seid barmherzig; sie ist verzweifelt!“ Und die Sterne werden vor mir hinschweben und werden zu einander sprechen: „Wir wollen ihr helfen, sie ist eine Mutter!“ und sie werden vor mir herstrahlen im Glanze himmlischer Schöne, bis wir zu dem einen Ort kommen, da die Kraft wohnt, und meine zage Seele wird mit einem großen Licht erfüllt sein, und ich werde mich niederwer-

fen vor ihrem goldenen Gnadenthron und werde sehnend die Stufen hinanrutschen und flehend die Hände strecken und bitten: „Steige herab von deiner unendlichen Höhe, in der mein Wesen voll Inbrunst dich sucht, steige herab, teile aus von deiner Wundermacht, fülle einer Mutter Herz mit jenem einzigen Mut und heile ein unseliges Leben, mache ein schuldloses Kind gesund, das stets nur gelitten, öffne seinen kranken Rücken und laß ihm Flügel entwachsen, glänzende, goldene, daß es hinfliege durch weite Räume, hoch über dem Leid der tiefen Gründe!“

Einen Augenblick hält Anna inne; in heißem, unergründlichem Mitleid ruht ihr Blick auf dem reglos lauschenden Kind. „Erzähle weiter,“ sagt der Knabe leise; „es ist schön, was du sprichst!“

Und Anna fährt fort, wie sich sammelnd, zuerst sich mit einer schweren Bewegung über das Haar streichend: „Und sollte die Kraft in grausamem Zaudern verharren und ihr Strahlensauge senken und sprechen: „Ich kann vieles, aber das kann ich nicht!“ so würde ich den Saum ihres Kleides ergreifen und meine Finger höherranken und meine Nägel eingraben in dem starren Gewand: „Ich lasse dich nicht, du folgest mir denn; sieh, ich bin eine Mutter, und mein Kind heißt Schmerzensreich! Du mußt es berühren, daß es frei wird vom Leide und rein wird vom Fluche; du mußt seine kleinen Füße schreiten, sein blasses Mündchen singen und seine dünnen Hände lichte Himmelsblumen halten lehren. Ich lasse dich nicht; ich bin eine Mutter!“

„Wann wirst du hingehen, Mutter?“ unterbricht jetzt Rudi atemlos die hebende Stimme, die in ihrer leise singenden Einförmigkeit etwas großartig Zwingendes hat. „Wirst du heute noch gehen?“ Ein Schatten zieht über des Kindes Gesicht, als es weiter fragt: „Und wirst du dabei sein?“ Da Anna nicht sofort antwortet, wiederholt es mit vertiefter Angstlichkeit: „Du wirst doch dabei sein, Mutter?“

Eine Verzückung breitet sich langsam über Annas Gesicht, ihre Stimme schüttelt das Flüstern ab und spricht klar und bewußt: „Ja, Rudi, heute noch, und ich werde dabei sein! Das große Wunder wird mit mir an dein Lager treten und dir und mir den Trank einflößen zur Ewigkeit!“ Nach einigem Zaudern, wie zu sich selber sprechend, fährt sie fort: „Was gilt mir der Vater, da ich eine Mutter bin, was gilt mir ein Leben, in dem du nicht mehr bist?



Du fändest den Weg nicht dort und ich fürder nicht hier, und die Welt würde mir leer sein! — Und ... dem Vater ist's ein Schwinden ... der Schande, ein Lösen der ... Last, und ... ich trüge ... es nicht, und ... ich werde dabei sein!"

Sie streicht sich über die Stirne und dehnt dann gleich einem die Brandung kräftig zerteilenden Schwimmer die Arme. Verwirrt schaut der Knabe empor: „Was sprichst du da, Mutter? So gehe doch und hole uns die Kraft!"

Anna nickt mit einem sonderbar entschlossenen Ausdruck; dann erhebt sie sich schwerfällig aus ihrer knienden Stellung; wellend und glänzend fällt das lockere Geflecht über den Rücken.

Aus der Tiefe der Stadt dringen in leisem Verhallen die Mitternachtsstimmen der Turmuhren; eine ruft der andern grüßend zu, daß ein Altes vergangen und ein Neues erwacht.

Anna bleibt einen Augenblick in heiligem Lauschen stehen: „Reiche mir deine Krone, neuer Tag, und drücke sie mir aufs Haupt; ich bin bereit, sie zu tragen!" Sie neigt sich nieder zum Knaben, streicht seine arme Mißgestalt, tastet prüfend seinen Rücken und nickt geheimnisvoll vor sich hin: „Kein Wunder, es sei denn der Tod! Ja doch, ja, mein Knabe! Weil ich — dich liebe, mein Kind!"

Langsamem Schrittes schreitet sie zu einem Wandchränken, öffnet langsam die knarrende Tür, schiebt bedächtig allerhand Flaschen und Phiolen und Räßchen zur Seite und nimmt aus der tiefsten Ecke des Gefachs ein Gläschen, auf dem über kreuzweis gelegtem Totengebein die Aufschrift „Gift" steht. Klar und scharf ist das Wort im bleichen Mondlicht zu lesen.

„Nur wenige Tropfen für dich und einige mehr für mich!" flüstern die blassen Lippen. „Nun habe ich den Weg gefunden, nun stehe ich vor dir, Kraft, die du das Äußerste tust; nun laß mich nicht zu Schanden werden!" Liebkosend, wie über etwas unendlich Köstliches gleiten die Hände das schlanke Glas entlang: „Nun führe du mich; denn sieh, ich kann nicht mehr! Schau den Weg, den ich ging, und erbarme dich meiner Not, fülle mein Herz ganz aus; es ist das große, schwere Herz einer Mutter!" — Immer entzückter, voll maßlosen Staunens betrachtet Anna das Gläschen, wie der Wunder herrlichstes läßt sie seinen trägen Inhalt im Mondenglanz spielen, drückt durstig das kalte Glas an die Lippen: „Du Erlösendes voll himmlischer Gnaden!"

Anna schreitet zu einem Tische, nimmt einen kleinen Löffel, taucht ihn gewohnheitsmäßig in Wasser, trocknet ihn aus und wendet sich hin zum Lager des Knaben.

Dort schaut sie noch einmal in das Land, das vom silbernen Mondschein in ruhig strahlendem Glanze voll übergossen ist. Ein Satz aus ferner Schulzeit kommt ihr plötzlich in den Sinn, den sie mit eigenem Lächeln sich her sagt: „Der Vollmond scheint während der ganzen Nacht, er kulminiert um Mitternacht ..." Mit einem klugen, bestätigenden Nicken wiederholt sie nach einer kleinen Pause: „Er kulminiert um Mitternacht ... Ich wußte es nie so; man lernt das alles und faßt doch den Sinn nicht, und dann kommt eine Stunde, und alle Bedeutung wird klar und wird zum Ereignis!"

Annas Auge schimmert in einem überirdischen Licht; mit sicherer Hand dreht sie jetzt den gläsernen Stöpsel des Gläschens, der sich nur schwer in dem engen Hals bewegt, und aufmerksam zählend gießt sie langsam einige Tropfen der dicken Flüssigkeit in den kleinen Löffel. Beim zehnten hört sie auf: „Das wird wohl genügen ..." Sie neigt sich über den Knaben und flößt ihm die Tropfen ein.

„Was ist das, Mutter?" fragt das Kind, und sein Mündchen verzieht sich, als die Flüssigkeit seine Zunge berührt.

„Die Kraft, Rudi! Ich weiß, es schmeckt stark; doch darfst du kein Tröpflein vergießen!"

Gehorsam schluckt der Knabe von neuem. „Es ist sehr bitter, Mutter ... Wann gehen wir auf die Wiese?"

„Jetzt gleich dann, Rudi; schließe nur die Augen, mein Kind!" Wieder zählt Anna; schwerfällig löst sich von neuem Tropfen um Tropfen aus dem schlanken Flaschenhals. „Ich mag nicht mehr, Mutter," wehrt der Knabe mit ängstlicher Stimme; es ist mir ganz übel davon!"

„Sei ruhig, Rudi; das ist für mich, daß ich deine Hände halten mag in jenem andern Lande!" Sie führt den Löffel, in dem die Flüssigkeit höher blinkt als vorher zum Munde, und lächelt den Knaben mit deutungsreichem Lächeln an: „Nun trat die Kraft an dein Lager, nun sollen wir die neue Wanderschaft beginnen! Gott sei uns gnädig, mein Sohn!"

Müde legt sie Löffel und Gläschen beiseite, wie nach schwerer Arbeit läßt sie sich nieder am Lager des Kindes, und in das Zimmer, in das der Tod gewaltsam zur Macht ward gedungen,

trägt das Mondlicht die Ewigkeitssprache der tiefen, Lust und Leid mit Schweigen bedeckenden Mitternacht — — —

\*

Wenige Tage später, an einem grauen Wintermorgen, trägt man zwei Särge aus dem Hause an der Halde auf den ärmlichen Friedhof von Oberdorf, den einen durch den tauenden Schnee hin zu den Gräbern der Kinder, den andern an die Mauer, wo man die Mörder begräbt. Der alte Mann mit den grämigen

Augen, der das Geleite gibt, blickt scheu auf die Gruft an der Mauer. „Nicht einmal ehrlich gestorben!“ ächzt er — — —

Über den kleinen Friedhof oben am Berg-  
hang aber streicht jener wundersame, feucht-  
weiche Hauch, der uns mitten im tiefen Winter  
an die alles zersprengende und alles verflä-  
rende Macht des Frühlings leise tröstend ge-  
mahnt: das Dunkle wird leuchten, und auch die  
ärmsten Gräber werden Blumen treiben!

### Mondlicht.

Wie liegt im Mondenlichte  
Begraben nun die Welt;  
Wie selig ist der Friede,  
Der sie umfassen hält!

Die Winde müssen schweigen,  
So sanft ist dieser Schein;  
Sie säuseln nur und weben  
Und schlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluten  
Zur Blüte nicht erwacht,  
Es öffnet seine Kelche  
Und duftet in die Nacht.

Wie bin ich solchen Friedens  
Seit lange nicht gewohnt!  
Sei du in meinem Leben  
Der liebevolle Mond!

Theodor Storm.

### 1. August in den Bergen.

Von Ernst Eschmann.

Schon manche stimmungsvolle August-Feier habe ich in den Bergen erlebt. Es waren Höhepunkte glücklicher Tage und Wochen. Ich wage die Behauptung: um bei diesem Fest so ganz von Herzen dabei zu sein, muß man in die Berge gehen. Denn hier, angesichts der steilen Wände, der Glühen und Gletscher, der fernen Seen und Täler klingt unwillkürlich das Lied in uns an, das am ersten August das Lied der Lieder ist: O mein Heimatland! Es springt über alle Zungen. Es sprengt die härteste Kruste der Seele.

Schönes Wetter muß sein, der Himmel klar und alle Ruppen abgedeckt. Dann ereignet sich ein Wunder unter allen Gästen. Schon am frühen Morgen schließen sie sich zusammen zu gemeinsamem Tun. Jung und alt ist dabei. Es gilt, einen hohen Reifighaufen aufzuschichten. Die Sonne brennt heiß. Aber was tut's! Man freut sich des Abends, und je fleißiger man dabei gewesen, mit um so größerem Recht darf man auch mitmachen, wenn überall die Glocken läuten.

Was ist es für ein Augenblick, was für eine Augenweide, wenn die ersten Lichter entzündet werden! Feuer flammen von allen Gipfeln

und Zinnen. Man zählt sie. Zwanzig, dreißig, fünfunddreißig habe ich schon entdeckt. Mir wurde warm. Eine rechte, echte Augustbegeisterung kam über mich.

Nicht die brennenden Stöße haben mich so verwandelt. Etwas Schöneres, das dahintersteht.

Ich sah in Gedanken die Sennen und Berg-  
ler, Führer und Freunde der Heimat über die  
Weiden ziehen. Sie hatten's nicht leicht die  
steilen Hänge hinan, über Geröll und Wild-  
bäche hinweg. Denn auf ihren Schultern tru-  
gen sie schwere Lasten, dieser ein Bündel Holz  
und jener eins, und keiner war, der sich nicht  
eine Mühe auferlegte zur Erbauung aller. Sie  
waren bereit, ein schönes Opfer zu bringen.

Das waren die—theuesten und—theuesten Eid-  
genossen an diesem Tage.

Ich weiß dagegen auch von andern, die sich  
rechtzeitig im Hotel die Flasche Champagner  
bestellten und dem Kellner einschärften, ja ge-  
nug Eis in den Kübel zu legen. Und andere  
forschten Tage voraus nach den großen Ver-  
heißungen der Speisefarte. Und wieder andere  
erwogen an einem abgelegenen Platze, wie sie  
am Abend ihre Rede formulierten. Es galt,